

kers mit der evangelischen Kirchengemeinschaft scheint freilich ein staatliches Interesse an der Einbeziehung der Katholiken entgegenzustehen. Anders ist die publizistische Behandlung eines Routine-Treffens des Schweriner Apostolischen Administrators, Bischof *Heinrich Theissing*, mit dem Vorsitzenden des Rates des Bezirks Schwerin, *Rudi Fleck* (SED), am Freitag vor Pfingsten schwer zu deuten (vgl. FAZ, 16. 5. 78). In breiter Form berichtete „Neues Deutschland“ (13. 5. 78) über diese Begegnung, bei der der Funktionär dem Bischof gegenüber die Zusicherungen wiederholte, die Honecker am 6. März der evangelischen Kirche gegeben hatte. Theissing habe die Bereitschaft seiner Kirche zur „Zusammenarbeit mit den staatlichen Organen“, bei „gegenseitigem Verständnis und gutem Willen“ bekundet, war dort zu lesen. Der füllige Bericht im Kommuniké-Stil entspricht, so stellten Beobachter fest, keineswegs der sonst von katholischer Seite geübten Praxis, so daß Schlußfolgerungen westdeutscher Zeitungen, nun werde sich auch die katholische

Kirche von der SED „umarmen“ lassen, sicherlich fehl am Platz sind. Man befürchtet auf dieser Seite nichts mehr als eine Verunsicherung der Gläubigen. Dabei wird gewiß zu Recht auf den engen vertrauensvollen Verbund zwischen den Bischöfen und den Gemeinden verwiesen, der sich aus einem jahrhundertelangen Diaspora-Dasein wie auch aus dem jahrzehntelangen Kirchenkampf ergeben hat.

Sollte sich freilich im Gefolge des 6. März die Erstarrung lösen, unter der das Verhältnis Staat–Kirche seit Beginn der kommunistischen Herrschaft im andern Teil Deutschlands allgemein leidet, so kann eine solche Entwicklung nicht spurlos an den katholischen Christen vorübergehen. Die Bischöfe werden es schwerer haben, ihre „Politik“ der Bestandssicherung auf bescheidenem Nenner wie bisher fortzusetzen. Man wird sich dann auf manche Formel von der missionarischen Aufgabe der Kirche besinnen müssen, die während der Pastorsynode in Dresden in den Jahren 1973 bis 75 erörtert wurde, jedoch schon bald in den Archiven verschwand.

G. A.

Erklärung der französischen Bischöfe zum Christusbekenntnis der Kirche

Ende Mai hat die für Lehrfragen zuständige Kommission der französischen Bischofskonferenz, das „Bureau d'études doctrinales“, ein Dokument veröffentlicht, in dem die Grundzüge des kirchlichen Christusbekenntnisses bekräftigt werden (vgl. den Wortlaut in: La Documentation catholique, 4. 6. 78). Durch die Zustimmung des Ständigen Rates ist der Text von der ganzen Bischofskonferenz getragen. Unter den sieben Bischöfen, die die Erklärung unterzeichneten, sind die über Frankreich hinaus bekannten Erzbischöfe von Albi und Lyon, *Robert Coffy* und Kardinal *Alexandre Renard*. Daß sich die Bischöfe gerade zum gegenwärtigen Zeitpunkt äußerten, hatte einen ganz konkreten Anlaß in Gestalt jüngster Publikationen. Fairerweise werden in einer Fußnote die Titel genannt, die die Bischöfe zu ihrer Stellungnahme motiviert haben. Es

handelt sich um die französische Ausgabe von *Hans Küngs* „Christ sein“, die erst in diesem Jahr erschienen ist, um das Buch „Questions d'homme: Jésus dans la théorie chrétienne“ von *Georges Morel*, einem ehemaligen Jesuiten, um das Buch „Quand je dis Dieu“ von *Jacques Pohier*, einem der bekanntesten französischen Dominikanertheologen der mittleren Generation, sowie um die Nummern 6 und 7 der – ebenfalls von Dominikanern herausgegebenen – Cahiers bleus de la Tourette, die sich mit dem Thema „Jésus Sauveur“ befassen.

Mehr Affirmation als Negation

Trotz des direkten Bezugs auf diese Veröffentlichungen geht es in der bischöflichen Erklärung nicht um eine

Auseinandersetzung mit den dort jeweils aufgeworfenen Fragen im einzelnen, sondern um ein Unterstreichen des christologischen Grundbekenntnisses. Die Verfasser wollten offensichtlich in erster Linie nicht bestimmte theologische Aussagen *negieren*, sondern die kirchliche Lehre *affirmieren*. Dies geschieht in pastoraler Absicht, wie die Einleitung zeigt, in der sowohl die Intentionen der Autoren (im Text selbst ist nur allgemein, ohne Nennung von Namen, von Veröffentlichungen die Rede, „die eine Darstellung des Geheimnisses Christi für die Menschen von heute versuchen“) als auch die Irritationen im Kirchenvolk gewürdigt werden. Die Suche nach einer neuen Sprache für die Verkündigung des Christusgeheimnisses – so heißt es – sei ein schwieriges Unterfangen, für das man „langen Atem“ brauche. Unter den Versuchen der Neuformulierung seien einige, die kaum mit der Lehre der Kirche vereinbar seien.

Diese globale Kritik wird durch zwei Akzente gemildert: durch Hinweise auf die apologetische Zielsetzung und auf Vereinfachungen, die nicht unmittelbar zu Lasten der Autoren gehen. Zum ersten heißt es: „Wir wissen, daß man nicht gleich im ersten Anlauf die Fülle des Mysteriums aussagt, wenn man sich an den Nichtgläubenden wendet“, zum zweiten wird gesagt, die Bücher und Artikel seien zwar nur einer kleinen Zahl von Christen zugänglich, es seien aber Formeln im Umlauf, die sich auf sie berufen und die die Gedanken der Autoren dabei bis zur Karikatur simplifizieren. Darüber hinaus ist von Auslassungen und von Ungenauigkeiten in der Deutung des Geheimnisses Christi die Rede, durch die das Kirchenvolk beunruhigt werde. Wegen dieser „Verwirrung“ durch „gewisse neue Interpretationen“ sei es notwendig und dringend, an den gemeinsamen Glauben der Kirche zu erinnern. „Den wahren Glauben an Christus erfindet man nicht erst heute.“

In einem ersten Abschnitt wird auf die bleibende Bindung des Christusglaubens an die Kirche, an Schrift und Tradition, verwiesen. „Was wir von Jesus wissen, beruht auf dem Glaubens-

zeugnis der Apostel und Jünger.“ Die Quelle unserer Kenntnis Jesu Christi sei die Schrift, „die gehört, meditiert, gelebt und überliefert worden ist durch die Kirche im Ablauf der Zeiten“. Jede Generation habe neue Schätze darin zu entdecken. Aber es gehe dabei immer um eine Vertiefung der Schrift und der Reflexion des Lebens der Kirche. „Die Schrift, gelesen durch die Tradition, ist die Quelle der Offenbarung, nicht ein Freiraum für die Vorstellungskraft von jedermann.“

Im Anschluß an diese mehr methodischen Feststellungen greift die Erklärung zentrale inhaltliche Aussagen des christologischen Bekenntnisses auf. Dabei wird zunächst die *soteriologische* Dimension angesprochen. Jesus als der Retter aller Menschen sei gewissermaßen selber der Inhalt der Frohbotschaft. „Wir sind nicht dadurch gerettet, daß wir einer bestimmten Idee von Gott anhängen, die Jesus uns geoffenbart hat. Wir sind gerettet durch den auferweckten Jesus Christus, der nicht aufhört, uns zu begegnen und uns in der Kraft des Geistes zum Vater zu führen.“ Daran anschließend wird die Unaufgebbarkeit des Bekenntnisses zu Jesus als *Sohn Gottes* betont. Jesus selber habe – in der Sündenvergebung – in der Kraft Gottes gehandelt. Der Glaube, daß Jesus der menschgewordene eingeborene Sohn Gottes sei, habe sich von Pfingsten an bis in unsere Tage nicht geändert, wenn auch im Lichte der Auferstehung die Ausdrucksweisen erst langsam präzisiert worden seien und die Zeichen ihrer Entstehungszeit an sich trügen. Dieser Glaube erscheine in neueren Versuchen bisweilen geleugnet oder in seiner Aussagekraft reduziert. Ausdrücklich wird die Formel „Jesus ist von Gott“ als zweideutig bezeichnet; sie reiche nicht aus, um den Glauben der Kirche auszulegen.

In einem weiteren Schritt stellt die Erklärung fest, daß derzeitige christologische Entwürfe zwar das *wahre Menschsein* Jesu betonten, aber den Realismus der Inkarnation „verdünnten“, gemäß dem es wirklich der Sohn Gottes ist, der Mensch geworden ist. Das Leben Jesu in Palästina habe nichts zu tun mit den Erscheinungen von Göttern in heidnischen Mythen. Wenn

Gott in Christus nicht wirklich Mensch geworden sei, dann sei Gott nicht in die Geschichte eingetreten, und man könne dann nicht vom Heil des Menschen im „Gott mit uns“ sprechen. Bezüglich der *Auferstehung*, von der im letzten Abschnitt die Rede ist, hält die Erklärung als die vier zentralen Punkte fest: daß es wirklich dieser Jesus von Nazaret ist, der den Jüngern als Auferstandener begegnet; daß die Auferstehung die entscheidende Bestätigung der Botschaft von Jesus als dem menschgewordenen Sohn Gottes und Erlöser aller Menschen ist; daß die Auferstehung Jesu die Gewißheit der Auferstehung aller Menschen verheißt; daß mit der Auferstehung das Reich Gottes in der Welt angebrochen und seine Vollendung am Ende der Zeit verbürgt ist.

Abschließend faßt die Erklärung das Bekenntnis noch einmal zusammen: „In ihrem Gebet ebenso wie in ihren Glaubensbekenntnissen hat die Kirche immer bekannt, daß Jesus von Nazaret wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch ist, daß er gestorben und auferstanden und daß er der einzige Erlöser der Menschheit ist. Man kann nicht Christ sein, wenn man diese Grundwahrheit des Glaubens nicht bekennt.“

Fruchtbare Spannung zwischen Lehramt und Theologie

Der konfessorische Zuschnitt des Dokuments ist wohl zugleich seine Stärke und seine Schwäche. Denn dadurch ist es einerseits möglich, die Theologen und die anderen Christenmenschen an die unaufgebbaren Grundaussagen des Bekenntnisses zu gemahnen, ohne einzelne theologische Deutungen unter Häresieverdacht stellen zu müssen, andererseits kann aber dadurch auch eine angemessene Antwort auf die von den Theologen aufgeworfenen Fragen nicht geleistet werden. Immerhin dürfte aber durch diese Form der Erklärung der französischen Bischöfe, denen man gern nachsagt, sie würden sich häufig zu leise oder zu spät äußern, ein Weg aus dem Dilemma gefunden worden sein, vor dem die Bischöfe ste-

hen: von besorgten Gläubigen wird ihnen vorgeworfen, sie hätten ihre Verpflichtung zu unverkürzter Weitergabe des Glaubens abgetreten an die Interpretationskünste der Theologen, und die Theologen selber fühlen sich durch bischöfliche Mahnungen in ihrer Freiheit des Forschens eingeengt. Die Erklärung macht nun den Gläubigen deutlich, daß das Bekenntnis der Kirche auch in unserer Zeit mit sich selber identisch bleibt, den Theologen stellt sie das Bekenntnis als Maßstab für ihre Versuche der Neuformulierung vor Augen, ohne selber schon unmittelbar über diese Versuche zu richten.

Die Position, von der aus die Erklärung formuliert ist, verdeutlichte Erzbischof Coffy als Vorsitzender der Kommission in einem Artikel in „Le Monde“ (23. 5. 78). Er wies darin auf die zwei Fragen hin, die im Hintergrund stehen: das Verhältnis zwischen dem Glaubensgeheimnis und seiner Formulierung sowie die Beziehung zwischen Lehramt und Theologie. Am Beispiel des Dogmas von Chalcedon legte er dar, daß derjenige, der diese dogmatischen Aussagen leugnet, nicht mehr den Glauben der Kirche teilt, daß aber andererseits derjenige, für den das Geheimnis Christi vollständig und adäquat in diesen Formeln ausgedrückt ist, dem Geheimnis „Gewalt antut“. In Wirklichkeit werde das Geheimnis Christi weder jemals in adäquater Form gesagt noch in vollendeter Weise gelebt sein, weil es keine Realität dieser Welt sei. Jede Generation müsse sich neu in die Reichtümer dieser Realität vertiefen. Innerhalb dieser Aufgabe sei die unterschiedliche Verpflichtung von Lehramt und Theologie zu lokalisieren.

Coffy – der auf dem letzten europäischen Bischofssymposium in Rom mit einem Referat zum Thema Lehramt und Theologie Beachtung gefunden hat (vgl. HK, Dezember 1975, 598ff.) – wehrte sich in dem Artikel dagegen, dem Lehramt bloß die Funktion des Bewahrens, den Theologen bloß diejenige der Neuformulierung zuzuweisen. Es sei eine „manichäische“ Sicht der Kirche, zu sagen, die Bischöfe hätten auf der Bremse, die Theologen auf dem Gaspedal zu stehen. Theologie

und Lehramt hätten komplementäre je eigene Aufgaben, die beide für die Überlieferung des Glaubens unverzichtbar seien. Das Lehramt sei auf die Theologie, die Theologie sei auf das Lehramt verwiesen. Wenn es Auftrag des Lehramtes sei, die Grenzen zu bestimmen, innerhalb deren sich die Forschung bewegen muß, wenn sie der Offenbarung treu bleiben will, so ergäben sich dadurch jedoch notwendigerweise Spannungen mit der Theolo-

gie. Das sei aber nicht nur normal, sondern sogar heilsam. „Diese Spannungen sind fruchtbar, wenn sie im Glauben gelebt werden, und wenn jeder die spezielle Sendung anerkennt, die der andere im Namen Christi zum Wohl der Kirche erfüllt.“ Die Erklärung der französischen Bischöfe will offensichtlich solche Spannungen nicht „verbieten“, sondern ermöglichen, daß sie – auf allen Seiten – ausgehalten werden.

H. G. K.

Brasiliens Bischöfe zur Konferenz von Puebla

„Die Bischöfe erwarten von der Konferenz in Puebla, daß sie die lateinamerikanische Wirklichkeit, so wie diese sich im Laufe der letzten zehn Jahre seit der Konferenz von Medellín darstellt, in demselben Geist von Medellín aufarbeitet; daß sie diese Wirklichkeit im Licht des Evangeliums wahrzunehmen vermag und daß sie den Mut hat, Wege für eine Pastoral der Zukunft aufzuzeigen.“ So heißt es in einem höchst bemerkenswerten Vorbereitungsdokument der brasilianischen Bischöfe für die dritte Generalversammlung der lateinamerikanischen Bischöfe vom 12. bis 28. Oktober 1978 in Puebla/Mexiko (zitiert nach DIAL Nr. 446, 18. 5. 78). Mit diesem Dokument, das bei der letzten Vollversammlung Ende April in Itaici aus 3500 Einzelbeiträgen erarbeitet wurde, trat der brasilianische Episkopat nach Erscheinen des von CELAM im Januar herausgegebenen offiziellen Arbeitspapiers als erster und bisher einziger an die Öffentlichkeit. Der Lateinamerikanische Bischofsrat CELAM hatte sein Arbeitspapier damals als Diskussionsgrundlage vorgestellt, zu der die 22 nationalen Bischofskonferenzen nach eingehender Erörterung in den Bistümern Stellung nehmen sollten. Auf Regionaltreffen im Laufe des Sommers, so sah die Organisation des CELAM-Büros in Bogotá vor, sollten die Beiträge der Bischofskonferenzen gesammelt und in ein Basisdokument einfließen, das den rund 200 delegierten Bischöfen in Pu-

ebla als Arbeitspapier vorliegen wird (vgl. HK Oktober 1977, 492ff. und Mai 1978, 219ff.).

Der Tatsache, daß die brasilianischen Bischöfe zu diesem frühen Zeitpunkt ihr eigenes Arbeitspapier zur Veröffentlichung freigeben, dürfte eine *kirchenpolitische Entscheidung* zugrunde liegen; zumindest hat sie kirchenpolitische Folgen. Das 16 Seiten starke Papier ist nämlich keine Ergänzung des offiziellen CELAM-Dokumentes, sondern als eigenständiger Beitrag für Puebla konzipiert, in dem nicht einmal auf den Inhalt des CELAM-Dokumentes Bezug genommen wird. In einem offenbar nachträglich eingefügten Absatz heißt es lediglich: „Es sollte in Puebla der schlechte Eindruck korrigiert werden, der durch eine ungerechte und grundlose Kampagne gegen das (CELAM-) Arbeitspapier entstanden ist...“ Die Dringlichkeit der in Lateinamerika anstehenden Probleme hätte die brasilianischen Bischöfe zu ihrer Stellungnahme bewogen, erklärte der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Kardinal Aloisio Lorscheider nach der außerordentlichen Vollversammlung, „die eigens zur Vorbereitung auf Puebla einberufen worden war“. „Wir sahen vor unseren Augen den Konflikt zwischen Unterdrückern und Unterdrückten, die wachsende Ungerechtigkeit gegen die landlosen Kleinbauern, die Dezimierung der Indianer und die Ausbeutung der Binnenwanderer auf Arbeitssuche. Wir

sahen einen gnadenlosen Kapitalfluß“ (NC News Service, 10. 5. 78).

Pastoral ist mehr als Sakramentenspendung

In der Tat spricht aus dem Text der brasilianischen Bischöfe *pastorale Sorge über die sich verschlechternden Lebensbedingungen* für die große Mehrheit der Menschen in Lateinamerika. Anders als das CELAM-Papier, aus dem Kritiker eine „erschreckend große Distanz zum Volk“ lesen, zeugt der brasilianische Text – ähnlich dem Tenor der letzten Hirtenbriefe – von tiefer Betroffenheit der Bischöfe und energischem Willen zum Handeln. Während das CELAM-Dokument grundsätzlich von einer „veränderten“ Situation seit der letzten Generalversammlung der lateinamerikanischen Bischöfe 1968 in Medellín/Kolumbien ausgeht und damit einen gewissen Abstand von der damals konzipierten Pastoral nimmt, berufen sich die Bischöfe Brasiliens nachdrücklich auf Medellín. Kardinal Lorscheider: „Wir haben noch einen langen Weg vor uns, bis wir das Ziel von Medellín erreicht haben, Männer und Frauen im Licht des Evangeliums frei und eigenverantwortlich zu machen, damit sie die Strukturen von heute zu einem Klima menschlicher Solidarität verändern“ (ebd.).

Der brasilianische Text beschränkt sich in seiner Analyse der Gegenwart und seinen Schlußfolgerungen für die Kirche nicht auf Brasilien, sondern versucht, den amerikanischen Subkontinent in seiner Gesamtheit einzubeziehen. In dem ersten Kapitel „Die Wirklichkeit Lateinamerikas“ nennt das Papier „aus kirchlicher Sicht“ eine Reihe positiver und negativer Aspekte. *Negativ* verzeichnen die Bischöfe, daß die Kirche die Menschen in den Ballungszentren der großen Städte über traditionelle Pfarrestrukturen zu erreichen suche, die „zwar noch gültig, aber für die Evangelisierung... ungeeignet sind“. Deshalb müsse die Kirche dringend neue Formen kirchlicher Gemeinschaft entwickeln, die der Besonderheit einer Industriegesellschaft Rechnung tragen. In der *Mittel- und*